

1862 sein Konzessionsgesuch beim Innenministerium einreichte, wurde dies bereits nach wenigen Wochen genehmigt – erstaunlicherweise möchte man sagen. Doch sollte man nicht vergessen, dass Württemberg sich damals in der dynamischen Startphase der Industrialisierung befand. Freilich dauerte es dann aufgrund mannigfacher technischer, bürokratischer und finanzieller Hindernisse – von Differenzen über die Streckenführung (zunächst Nichtanbindung des Bahnhofs!), mannigfachen Versuchen mit verschiedensten Schientypen, bei denen es um Haltbarkeit bis hin zur Komptabilität mit menschlichen Gehgewohnheiten einerseits und Pferdehufen und -fuhrwerken andererseits ging, noch bis 1868, bis die erste Pferdebahn vom Tübinger Tor (heute Österreichischer Platz) bis in das 1836 eingemeindete Dorf Berg fuhr. Zu diesem Zeitpunkt stand Stuttgart nicht mehr an erster Stelle der deutschen Pferdeeisenbahnpioniere; Berlin und Hamburg waren ihr zuvorgekommen.

Wenig später gab es vom Tübinger Tor einen Ringverkehr über Königstraße und Planie (königliche Privatstraße!) zum Charlottenplatz; 1887 wurde die Erweiterungstrecke nach Heschlach eröffnet und damit das ganze Stadtgebiet entlang des Nesenbachs bis zum Neckar erschlossen. An die naheliegende Weiterführung nach Cannstatt wurde wohl kaum gedacht, es war ja noch eine selbstständige Gemeinde und Hauptstadt des gleichnamigen Oberamts. Noch lange endete die Pferdebahnlinie vor der Neckarbrücke. Seit Anfang der 1880er-Jahre ergänzten Pferdeomnibuslinien die Pferdebahn, monströs große achtfenstrige »Waggons« mit dachfreiem Oberdeck, gezogen von nur zwei, wohl bedauernswerten, Pferden. Im Lauf der Zeit erweiterte man das Streckennetz: Teils Ring-, teils Stichbahnen führten zur Zahnradbahn nach Degerloch (seit 1887), zur Gewerbehalle, später Landesgewerbemuseum, zum Pragfriedhof im Nordosten, zur Olgastraße im Süden und vor allem in den entstehenden großen neuen Stadtteil Westen. In den Jahren 1892 bis 1897 ging die Ära der Pferdebahn zu Ende: Der öffentliche Nahverkehr in Stuttgart wurde elektrifiziert.

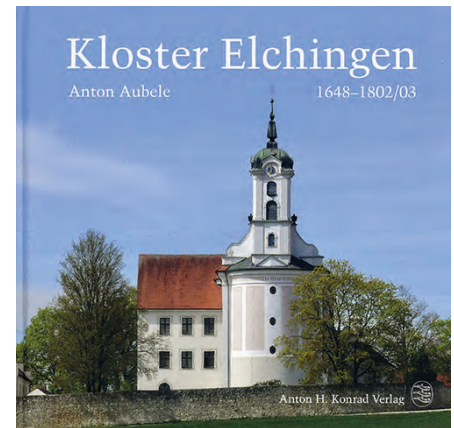
Ulrich Volkmer nennt sein Werk bescheiden eine »Dokumentation«, bei der er aus

seiner großartigen Sammlung zur Geschichte der Stuttgarter Pferde- und frühen Straßenbahn schöpfen kann. An erster Stelle fallen die meist großformatig wiedergegebenen historischen Stadt- und Straßenansichten mit Stuttgarter Pferdebahnen ins Auge, die der Autor in Archiven bis nach Paris recherchierte und die dazu animieren, in den Bildern auf Entdeckungsreise zu gehen. Nicht nur die Bahnen sind dabei von Interesse, noch spannender erscheinen die Personen in den Wagen und auf der Straße, etwa die autoritätsheischenden uniformierten, bärtigen Schaffner und Fahrer, versnobt wirkende Herren mit weißen Sommerhüten und Stöckchen, die vielen Dienstmädchen mit Wäschekörben auf dem Kopf und Einkaufskörben im Arm, die eben nicht mit der Bahn fuhren, da dies für sie unerschwinglich gewesen sein dürfte. Eine Fahrt kostete 1883 von Stuttgart nach Berg und zurück 40 Pfennig, eine innerstädtische Fahrt 10 Pfennig. Der Tagesverdienst eines Arbeiters lag damals bei einem zehn- bis zwölfstündigen Arbeitstag bei einer Mark bis 1,5 Mark und ein Dienstmädchen verdiente davon nur einen Bruchteil. Insofern war es keineswegs eine »gute alte Zeit«. Andererseits dokumentieren Straßen wie die Königstraße oder die Hauptstätterstraße ohne störenden Autoverkehr und aufdringliche Stadtmöblierung, aber mit regem Personenverkehr kreuz und quer, die Bedeutung eines in dieser Form längst untergegangenen öffentlichen Kommunikationsraums. Zu den Fotos treten Hunderte von faksimilierten Zeitungsannoncen, öffentlichen Anschlägen – etwa wechselnder Fahrpläne und Fahrpreise –, Konstruktionsplänen, technischen Zeichnungen, Stadt- und Streckenplänen und Wiedergabe von Fahrscheinen.

Nicht weniger nimmt die üppige inhaltliche Dokumentation in Form oft auch längerer Passagen aus schriftlichen Quellen und Dokumenten gefangen. Die Methode entführt den Leser unweigerlich und tief in die fremde Welt des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts. Man lese etwa die auf drei dicht bedruckten Seiten wiedergegebene Polemik gegen die Pferdeeisenbahn im Stuttgarter Gemeinderat 1883 und die öffentlichen Kommentare dazu. Man muss nicht unbedingt jedes abgedruckte Doku-

ment zur Kenntnis nehmen, doch je mehr man davon liest, je mehr man in den Fotos, selbst den kleinen, optisch »surft«, desto weniger kann man davon lassen. Ein größeres Kompliment kann man dieser herrlichen, spannenden »Dokumentation« kaum machen.

Raimund Waibel



Anton Aubele

Kloster Elchingen 1648–1802/03

Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 2020.
450 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.
Pappband € 49,80.
ISBN 978-3-87437-582-5

In der Geschichte des um 1120 gegründeten Benediktinerklosters (Ober-) Elchingen bedeutete der Dreißigjährige Krieg eine tiefgehende Zäsur. Mit ihm ging gewissermaßen das Mittelalter zu Ende. Der Westfälische Friede 1648 führte zu einem Neubeginn unter schwierigen Bedingungen in allen wichtigen Bereichen, in Wirtschaft und Verwaltung, in Bildung, Wissenschaft und Kunst, in der Beziehung des Klosters nach außen zum Reich, zu seinen Untertanen, oder bei den inneren Verhältnissen, der Zusammensetzung des Konvents und dem Zusammenleben der Mönchsgemeinschaft. Mit Fug und Recht kann die bis zur Säkularisation 1802/03 reichende Epoche als ein eigener Zeitabschnitt in der wechselvollen Klostergeschichte gesehen und dargestellt werden, so wie es in dieser, 2018 an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Stuttgart angenommenen, Dissertation geschehen ist.

Seine Arbeit eröffnet Aubele mit einem kurzen Überblick zum Leben und Wirken der neun im Zeitraum amtierenden Äbten,

die einerseits als geistliche Väter der Mönchsgemeinschaft das spirituelle Leben im Kloster akzentuieren und andererseits als weltliche Herrscher den »Klosterstaat« repräsentieren und regieren. Den Hauptteil seines Werkes gliedert der Verfasser sodann in zwei umfangreiche Kapitel, die er »Spiritualien« und »Temporalien« benennt. Ihnen folgt ein kurzes Kapitel zur Säkularisation durch das Kurfürstentum Bayern und zu ihren Folgen für den Konvent. Den Band schließt ein umfangreicher Anhang mit Listen zum Konvent und den Klosterbeamten (mit Kurzbiografien), einem Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Ortsregister ab.

Im ersten Hauptkapitel »Spiritualien« untersucht Aubele die »innere« Klostergeschichte, zu der er auch die Bau- und Kunstgeschichte rechnet. Fundiert schildert er den klösterlichen Alltag, den Tages- und den Jahresrhythmus, die soziale Zusammensetzung des Konvents, die Rolle der Klosterämter, wie die Äbte gewählt wurden, welche Gebetsverbrüderungen das Kloster pflegte und wie sich das Verhältnis zu den kirchlichen Obrigkeiten gestaltete. Ein eigenes Unterkapitel ist dem Thema Bildung und Wissenschaft, den Klosterschulen, der Bibliothek und den Klostersammlungen gewidmet. Zur Sprache kommt dabei auch die Rolle von Elchinger Mönchen als Schriftsteller und Gelehrte oder als Lehrer an der Benediktiner-Universität Salzburg und am bischöflichen Lyzeum in Freising.

Den zweiten Hauptteil »Temporalia« beginnt der Autor mit einer verfassungsrechtlichen Skizze zur Stellung des reichsunmittelbaren Klosters im Gefüge des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Dabei zeigt er auch, welche Folgen dies für die Abtei in den Kriegen des 18. Jahrhunderts hatte. Ausführlich beschreibt er sodann das Verhältnis des Klosters zu seinen Untertanen, die Verwaltung des Klosterterritoriums, die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie das Armen- und Gesundheitswesen. Mit einem Blick auf die dem Kloster inkorporierten Pfarreien rundet er diesen Teil ab.

Alles in allem ist Anton Aubele ein recht beeindruckendes Werk gelungen, das die letzte große Epoche der ehemaligen Reichsabtei Elchingen in einer Gesamt-

schau darbietet, die jeden Bereich zu berücksichtigen versucht. Wissenschaftlich fundiert, ist es verständlich geschrieben und bringt nicht zuletzt auch manch Unbekanntes ans Tageslicht.

Sibylle Wrobbel



Wulf Hein und Marquardt Lund

Flinthandwerk

Verlag Angelika Hörnig Ludwigshafen 2021.
370 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.
Gebunden, Großformat € 59,-.
ISBN 978-3-938921-46-3

Die Abteilungen für Vorgeschichte, die in unseren Breiten von der Altsteinzeit vor 300 000 Jahren bis zur Bronzezeit ab etwa 2200 v. Chr. reicht, gehören in den großen und kleinen Museen des Landes nicht zu den Publikumsmagneten. Wenn es nicht gerade um das selten erhaltene Kunstschaffen der Steinzeit geht, sind die möglichen Exponate in den Museen auf den ersten Blick wenig spektakulär. Im Wesentlichen bestehen sie aus Steingeräten aus Hornstein, auch Flint, Silex und Feuerstein genannt, insbesondere aus der Jungsteinzeit ab etwa 5500 v. Chr., und aus Keramikscherben.

Was in den Vitrinen liegt, erscheint klein und unscheinbar, leicht schaut man darüber hinweg. Und doch: Wer sich die Mühe macht, etwas länger und genauer – und möglichst noch vergrößert – hinzusehen, ist rasch beeindruckt von der Kunstfertigkeit der ausgestellten Objekte, insbesondere der Feuersteingeräte. Vom Staunen zum Verstehen ist dann noch ein weiter Weg; mannigfache Fragen tun sich auf, zum Steinmaterial selbst, den zunächst völlig rätselhaften Herstellungstechnik(en) und in Folge zum Steinzeitmen-

schen selbst und seiner gesellschaftlichen Organisation; Fragen freilich, die in den Museen selten angerissen und noch seltener beantwortet werden.

Nun ist es nicht so, dass zur Herstellung eines flignanen Bohrers oder einer kunstvollen Pfeilspitze, einst ein tumber fellbehangener »Höhlenmensch«, wie das Publikum ihn noch vor nicht allzu langer Zeit sah, zwei Feuersteine gegeneinandergeschlagen hätte – und schon war das Werkzeug fertig.

Der Herstellungsprozess ist vielschichtiger und – worauf Wulf Hein und Marquardt Lund in ihrem Buch immer wieder hinweisen – nicht nur banal mit Tradition erklärbar, sondern er lässt immenses technisches und Materialverständnis vermuten.

Das Flinthandwerk lässt und ließ sich nicht »erfinden«, eher der praktische Umgang mit dem Material wies dem Steinzeitmenschen wohl den Weg. Einen ganz ähnlichen Weg beschreitet seit langem die experimentelle Archäologie, darunter die beiden Autoren, die nun ihre Erfahrungen und Reflexionen zu einem Handbuch zusammenfassten, das die vorgeschichtliche Steingeräteherstellung erklären und lehren will. Über den Umweg der minutiösen Anleitung zur Herstellung von Feuersteingeräten heute werden die Geschichte der steinzeitlichen Geräteproduktion und ihrer vielfältigen Techniken vorgestellt. Es geht dabei unter vielem anderen um Schlag-, Punch- und Drucktechniken, um Schleifen, Picken, selbst um Erhitzen (Tempern) und Einweichen! Das Handbuch richtet sich zwar an den Flinthandwerker von heute, wird aber, da anzunehmen ist, dass diese Techniken die steinzeitlichen sind, gewinnbringend für den Steinzeitarchäologen ebenso wie den interessierten Laien. Nach der Lektüre wird man die Exponate in den Museen jedenfalls mit ganz anderen Augen sehen.

Erklärung finden auch Entstehung und Eigenschaften des Feuersteins und die verschiedenen möglichen Fundorte des Minerals vom Strand bis zum Bergwerk, wobei die vom Rheinischen Landesmuseum für Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte in Bonn übernommene doppelseitige Karte der Feuersteinbergwerke in Europa mit rund 200 Fundstellen eher verwirrend wirkt, ist doch weder der Be-